

Einflüssen innerhalb der makedonischen Grabaltäre sucht. Sie hat sich dazu entschlossen, die Gruppe der aus den Produktionszentren Edessa, Beroia, Dion und Thessaloniki stammenden Grabaltäre einem geographischen Begriff ›Niedermakedonien‹ zuzuordnen, der allerdings nicht klar definiert wird. Einerseits spricht sie in diesem Zusammenhang von Südwest- und Zentralmakedonien, wo die Grabaltäre vorwiegend zu finden seien; andererseits von Obermakedonien und Ostmakedonien, und letztlich teilt sie Edessa und Beroia Südwestmakedonien, Dion Südmakedonien und Thessaloniki Zentralmakedonien zu (S. 5). Hier wäre eine eindeutige Bestimmung wünschenswert gewesen, wobei eine klare Entscheidung für die Begriffe Ober-, Zentral- und Untermakedonien bzw. nach den Himmelsrichtungen als Süd-, Südwest-, Ostmakedonien zu fällen wäre. Die begriffliche Variation wiederholt sich später immer wieder.

Das erste zentrale Kapitel der Dissertation von Spiliopoulou-Donderer befasst sich mit Fragen der Typologie (›II: Aufbau der makedonischen Grabaltäre‹; S. 5–22). Dabei geht sie zu Recht von der Gestaltung des eigentlichen Grabaltarblockes (Orthostaten) aus, wobei sie mit dem Terminus Postamentgrundform (I) einen von H. Gabelmann (Zur Tektonik oberitalischer Sarkophage, Altäre und Stelen. Bonner Jahrb. 177, 1977, 199–244) eingeführten Begriff verwendet (S. 7–9). Allerdings muss bei der Untergliederung der Postamentgrundform in Inschriftaltäre (I 1), Porträtaltäre (I 2), Relieftaltäre (I 3) und Altäre ohne Inschrift und Relief (I 4) eingewandt werden, dass hier Form und Darstellung miteinander vermischt werden. Nicht ganz konsequent sind weiters zwar die Relieftaltäre (I 3) in Nischenaltäre (I 3 a), Altäre mit freistehender Darstellung (I 3 b), Altäre mit einem in rechteckigem Rahmen eingetieften Relief (I 3 c) und Altäre mit einem auf einer Konsole angebrachten Relief (I 3 d) eingeteilt, nicht aber die Porträtaltäre, obwohl sich die Einteilungsgründe a–c auch für die Porträtaltäre geltend machen lassen. Grundsätzlich stellt sich hier die Frage, ob nicht jeder halbwegs vollständig erhaltene Grabaltar *per definitionem* eine Grabinschrift trägt, so dass die Einteilung in Inschriftaltäre präzisiert werden müsste in ›Altäre nur mit einer Inschrift‹. Analoges gilt für die Einteilung der profilgerahmten Grundform (S. 9). Die Form II 3 (Altäre ohne Inschrift und Relief) ist nur durch ein Beispiel (D 9) vertreten, wobei das Fehlen der Inschrift nicht eine eigene Form begründen kann, sondern anderweitig erklärt werden muss. Inkonsequent ist auch die Gliederung der dritten Grabaltarform (III: Vorder- oder nebenseitig profilgerahmte Altäre = Kombinationsform aus I und II) (S. 9–10). Es kann sich dabei auch um vorder- und nebenseitig profilgerahmte Altäre handeln. Weiters steht es in Widerspruch zur bisherigen Vorgangsweise, zu den Relieftältern auch jene mit Porträt Darstellungen zu rechnen. Bezüglich der ›architektonischen Grundform‹ (IV) wird man bemerken müssen, dass es sich bei der Gliederung durch Rankenpilaster nicht um einen ›Typus‹ im eigentlichen Sinn handelt, sondern bestenfalls um eine

IOANNA SPILIOPOULOU-DONDERER, **Kaiserzeitliche Grabaltäre Niedermakedoniens**. Peleus, Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns 15. Bibliopolis, Mannheim und Möhnesee 2002. XIV u. 277 Seiten, 62 Abbildungen.

Zu Recht hat I. Spiliopoulou-Donderer ihre umfassende Arbeit dem Andenken von Hanns Gabelmann gewidmet, dessen Forschungsmeinungen sich in dieser von ihm angeregten Dissertation wiederfinden. Gleich in der Einleitung (S. 1) weist sie auf die Bedeutung der Gattung der Grabaltäre in der stadtrömischen und in der provinzialrömischen Kunst hin. Dazu gehörten die makedonischen Grabaltäre, die eine geschlossene, lokal und zeitlich begrenzte Gruppe bildeten, die jedoch keine direkte Parallele in der stadtrömischen, der provinzialrömischen und der östlichen Grabkunst finde. Hierin besteht ein offensichtlicher Widerspruch, der in der Arbeit eher dahingehend aufgelöst wird, dass die Autorin nach den westlichen, östlichen und lokalen

formale Bereicherung der Profilrahmung; auch ist es bei nur einem Vertreter (B 48) wohl müßig, von einer eigenen Form zu sprechen. Ähnliches gilt auch für den einzigen ›Girlandenaltar‹ (V: D 11), wo wieder der Begriff Typus mit Darstellungsform verwechselt wird (S. 10–11). Abschließend gibt die Autorin eine Zusammenfassung zur Entstehung der (nieder)makedonischen Altarform (wieder besser als Typus) (S. 20–22). Darin gelingt es ihr sehr überzeugend, die diversen Einflüsse auf den Aufbau der (nieder)makedonischen Grabaltäre zu trennen – etwas irritierend ist hier und auch sonst des Öfteren ganz allgemein von makedonischen Grabaltären die Rede, wo es doch nur um das Material aus Niedermakedonien geht. Spiliopoulou-Donderer differenziert zwischen den lokalen Traditionen, den hellenistischen Einflüssen aus dem Osten (gemeint ist Kleinasien) und jenen aus Oberitalien. Ihre Grundthese ist (S. 21), dass die Entstehung der (nieder)makedonischen Grabaltäre durch den Einfluss der oberitalischen Grabaltäre des 1. Jhs. n. Chr. zu erklären sei.

Das Kapitel zur Herstellungstechnik und Werkstattorganisation (III: S. 23–27) bringt nicht viel Neues. Bezüglich der Bestimmung des Marmors werden von der Autorin zu Recht mineralogische Analysen eingefordert (S. 23), die über die Herkunft des Marmors Auskunft geben könnten. Die zahlreichen nicht vollendeten Altäre (S. 26), die von Spiliopoulou-Donderer als Zeichen einer hastigen Herstellung nach dem Tod der/des Verstorbenen angesehen werden, lassen sich auch in umgekehrter Richtung als Zeichen einer Vorfabrikation verstehen (S. 27). Knapp geht die Verfasserin auch auf die Frage des Aufstellungskontextes ein (IV: S. 28–29), wobei die Tatsache einer unbearbeiteten Rückseite eines Grabaltars am ehesten als Argument für eine Aufstellung mit der Rückseite gegen eine Mauer verwendet werden kann (S. 28).

Ein zweites zentrales Kapitel der Arbeit ist die Auseinandersetzung mit der Ikonographie der Grabaltäre (V: S. 30–83). Zunächst ist dabei (S. 30–33) von ›Porträtbüsten‹ die Rede. Dieser Terminus wird von Spiliopoulou-Donderer für Porträtdarstellungen verwendet ohne Rücksicht darauf, ob es sich im Sinne der Terminologie von H. Pflug (Römische Porträtstelen in Oberitalien [Mainz 1989] 78–91) um Halbfiguren, Brustbilder oder tatsächlich Büsten handelt. Zwar wird von der Autorin (S. 30–31) ein Anlauf in diese Richtung gemacht, indem sie zwischen der echten sog. römischen Büste und der halbfigurigen Darstellung unterscheidet, in der Folge wird von ihr im Allgemeinen aber jede Art von Porträtdarstellung einfach als Porträtbüste bezeichnet, was ein ausgesprochenes Gravamen darstellt. Im Abschnitt über die Privatapotheose (S. 33–35) geht sie davon aus, dass die in Makedonien in breitem Umfang übernommene bildliche Privatdeifikation des Westens sich nur in der Darstellung der Verstorbenen in der Gestalt von Göttern äußere, nicht aber in den Porträtdarstellungen an sich, wobei allerdings die Porträtmedaillons, deren Herkunft aus Makedonien zuletzt E. Walde annehmen wollte (Bemerkungen zu den freistehenden

Grabmedaillons in Noricum. In: Akten des VIII. Internationalen Kolloquiums über Probleme des provinzialrömischen Kunstschaffens [Zagreb 2005] 131–139) durchaus im Sinne einer Privatapotheose gemeint sind. Als Götterdarstellungen, die für eine Privatdeifikation in Frage kommen, nennt Spiliopoulou-Donderer Aphrodite (S. 35–38), Eros (S. 38–46), Herakles (S. 46–48), Hermes Kerdoos (S. 48–49) und Herakles-Hermes (S. 49–51). Im Zusammenhang mit der Darstellung des Eros als Todesgenius mit gesenkter Fackel (S. 40–43) meint Spiliopoulou-Donderer, dass diese aus dem Westen übernommene Darstellungsform des Eros nur ein Symbol für den Ruhezustand des Verstorbenen sei, womit wir allerdings wieder in der Nähe der Todessymbolik sind (S. 42). Zum liegenden Eros (S. 43) darf bemerkt werden, dass es sich hier terminologisch korrekt keineswegs um einen Typus, sondern ein Motiv handelt. Dasselbe gilt auch für den Hermes Kerdoos, der natürlich wieder keinen Typus darstellt, sondern eine Darstellungsform des Hermes (vgl. E. POCHMARSKI, Dionysische Gruppen. Eine typologische Untersuchung zur Geschichte des Stützmotivs. Sonderschr. Österr. Arch. Inst. 19 [Wien 1990] 5–12). Berufs- und Handwerkerdarstellungen auf den Grabaltären von Niedermakedonien (S. 51–57) leitet Spiliopoulou-Donderer überzeugend aus dem Westen ab, während die Berufsdarstellungen im Osten erst in der Kaiserzeit unter italischem Einfluss Fuß gefasst hätten (S. 51). Zu den Soldatendarstellungen (S. 53–57) darf bezüglich des *sagum* darauf hingewiesen werden, dass es ein datierendes Element der Militäruniform darstellt (vgl. E. POCHMARSKI, Das *sagum* – urtrachtlicher keltischer Umhang und/oder römischer Uniformmantel. In: Ad fontes! Festschr. G. Dobesch [Wien 2004] 571–578). Unter den weiteren westlich beeinflussten Motiven (S. 58–63) nennt Spiliopoulou-Donderer: eine Opferszene (S. 63); die Wagenfahrt (S. 58–60), bei der es sich wieder nicht um einen Typus, sondern um ein Thema handelt, das mit variierender Ikonographie abgehandelt werden kann; den stehenden Knaben mit Schreibrädel (S. 61–62), wobei die Deutung der auf den norischen Grabaltären so zahlreichen *librarii* als Schüler auch von mir vermutet wurde (E. POCHMARSKI, Das sog. norische Mädchen. Ein Beispiel für den Ausdruck lokaler Identität in der provinzialrömischen Plastik des Ostalpenraums: In: Akten Internat. Symposium ›Lokale Identitäten in Randgebieten des Römischen Reiches‹, Wiener Neustadt 2003 [Wien 2004] 161–171, bes. 166 f.).

Als lokale bzw. östliche Erscheinungen (S. 63–80) nennt die Verfasserin das Phänomen der Heroisierung des Verstorbenen, das das Pendant zur Privatapotheose darstellt. Zu den Heroisierungen rechnet sie zu Recht den *Heros equitans* (S. 64–69), wobei die angebliche gleichzeitige Heroisierung und Deifizierung eines Verstorbenen (S. 67) eher skurril anmutet; weiters die Totenmahlreliefs (S. 69–74), wobei sich hinsichtlich deren Vorbildern die Frage stellt, ob Votivreliefs mit dieser Thematik nicht bereits in vorhellenistischer Zeit aufgetreten sind. Zu den Totenmahlen auf den Grabaltären

B 30 und B 68 wäre zu bemerken, dass es nur durch das Unvermögen des Bildhauers so aussieht, als ob die Frau mit dem Sessel auf der Kline säße. Es folgen Szenen der allgemeinen Grabthematik (S. 74–80), ein stehendes Kind mit Attributen des Kinderlebens, eine vereinzelt Athletendarstellung (B 42) sowie frontal stehende Figuren bzw. Familienszenen und Sitzfiguren. Die Zusammenfassung zur Ikonographie (S. 81–83) bringt die Ergebnisse der vorstehenden ikonographischen Untersuchung noch einmal auf den Punkt. Wieder kann Spiliopoulou-Donderer für die Darstellungen – dieser Ausdruck bzw. der Terminus Bildmotive oder Bildthemen wäre statt Bildschemata zu bevorzugen (S. 81) – zwei Einflussbereiche wahrscheinlich machen, einen westlichen, bestehend aus Rom, (Ober)italien und den Westprovinzen, und einen östlichen mit Kleinasien bzw. der lokalen Tradition. Für den Westen möchte die Autorin zu Recht die Porträts, die Privatapotheose und die Berufs- und Handwerksdarstellungen in Anspruch nehmen, für den Osten die Heroisierung mit dem thrakischen Reiter und dem Totenmahl sowie den seltenen Familienszenen. Von den Produktionszentren zeigen Dion, Thessaloniki und Edessa fast ausschließlich westliche Motive, während in dem durch die Zahl der erhaltenen Grabaltäre am meisten hervortretenden Beroia sich westliche und östliche Einflüsse mischen.

Im dritten zentralen Kapitel befasst sich die Verfasserin mit Fragen von Stil und Datierung (VI: S. 84–104). Im Abschnitt zu den Inschriften (S. 84–89) versucht sie vor allem anhand paläographischer Kriterien zu Datierungen zu gelangen, deren Anwendung in der Epigraphik allerdings stets als gefährlich angesehen wird. Das zeigt sich auch daran, dass z. T. voneinander abweichende Merkmale von Buchstaben für eine gleichzeitige Datierung in Anspruch genommen werden, was natürlich höchst problematisch ist. Diese Methode wird noch dazu durch die drei sicher aus der 2. Hälfte des 2. Jhs. stammenden Grabaltäre (Th A 12, Th N 6 und B 61) *ad absurdum* geführt, weil die Inschriften z. T. völlig unterschiedliche Buchstabeneigenheiten aufweisen. Die Heranziehung der Prosopographie ist wichtig, aber für Datierungsfragen kaum hilfreich. Probleme bieten auch die Datierungsversuche, die Spiliopoulou-Donderer an den Porträts (S. 89–95) festzumachen versucht. Immer wieder taucht der Versuch auf, anhand der Qualität der Bildhauerarbeit zu Datierungen zu gelangen, was unmöglich ist. Richtig ist das Heranziehen der weiblichen Frisuren, während die Frisuren der Männer sich kaum für Datierungen eignen, vor allem die sog. trajanische Frisur mit in die Stirn gekämmten Strähnen. Kurz gesagt: wirklich nachvollziehbare Datierungen lassen sich ausschließlich anhand der Frauenfrisuren bzw. in Ausnahmefällen anhand der Gewandtracht gewinnen. Alle stilistischen Erwägungen zu Datierungsfragen stellen im Bereich der provinzialrömischen Plastik gänzlich subjektive und inadäquate Betrachtungen dar. Die Datierungen sind als unverbindliche Vorschläge zu verstehen, was in der Folge auch seinen Niederschlag im Katalog findet.

Der Katalog (IX: S. 117–252) stellt umfangmäßig einen Großteil der Arbeit und eine wichtige Dokumentation des Materials dar. Gut nachvollziehbar sind die Beschreibungen der abgebildeten Altäre. Von der wichtigsten Gruppe der aus Beroia stammenden und im dortigen Museum aufbewahrten Grabaltäre (B 1–B 68: S. 117–184) sind 26 mit z. T. mehreren Abbildungen dokumentiert; von den 20 Grabaltären aus Dion (D 1–D 20: S. 185–204) sind sechs abgebildet: auffälligerweise handelt es sich um sehr bescheidene, z. T. nur mit Inschriften dekorierte Exemplare; aus Edessa stammen acht Grabaltäre (E 1–E 8: S. 204–213), wodurch verallgemeinernde Aussagen kaum möglich sind; illustriert sind von den acht Stücken vier; schließlich stammen aus Thessaloniki insgesamt 38 Grabaltäre, von denen 24 (Th A 1–24: S. 213–239) im Alten Museum und 14 (Th N 1–14: S. 239–252) im Neuen Museum aufbewahrt werden; von diesen sind 15 abgebildet. Generell stellen sich bei den sehr ausführlichen Beschreibungen oft Probleme des sprachlichen Ausdrucks bei der Wiedergabe – oft gar nicht nachvollziehbarer – stilistischer Eigenheiten.

Die Arbeit wird von einer neugriechischen Zusammenfassung (X: S. 253–256), einem Abbildungsverzeichnis, Abbildungsnachweis, Inschriften-Konkordanzen, einem Standortverzeichnis und Indices abgeschlossen. Die Qualität der Abbildungen ist durchgehend sehr qualitativ: man hätte sich mehr Abbildungen gewünscht, was aber wohl eine Frage der Finanzen darstellt.

Die Dissertation von Spiliopoulou-Donderer zu den Grabaltären der römischen Kaiserzeit in Niedermakedonien stellt insgesamt einen sehr wichtigen Schritt in der Aufarbeitung des provinzialrömischen Materials in Griechenland dar. Die Autorin macht ihrem Lehrer alle Ehre. Die Arbeit ist trotz mancher von mir aufgezeigter Schwächen für eine Dissertation eine ganz ausgezeichnete Arbeit.

Graz

Erwin Pochmarski